Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 277. Bromberg, den 4. Dezember. 1934

Spuk in der Heide.

Roman von Fritz Gantzer.

(7. Fortsetzung.)

Treutlin schwieg, rauchte nachdenklich ein paar kleine Züge aus seiner Shagpfeife, die schon vor Cambrai und an der Lorettohöhe und in der „Hölle von Verdun" mit dabei gewesen war und infolge des zackig-ausgebrannten Randes und anderer Gebrechen einen etwas invalidenhaften Eindruck erweckte, und starrte eine Weile nachdenklich in das leise Schneegeriesel. Als er den Blick zurückwandte, huschte ein kleines wehmütiges Lächeln über sein Gesicht.

„Bis auf Christstollen und Tannenduft hätten wir ja so ziemlich alles beisammen. Einen Weihnachtsbaum werden wir auch kriegen und damit den Tannenduft. Aber wie ist es mit dem Christstollen? Du wirst vom Kuchenbacken wahrscheinlich ebensowenig verstehen wie ich, oder greift deine Vielseitigkeit auch auf dieses Gebiet?"

„Ich habe allerdings noch nie Kuchen gebacken, aber . . ."

„Aber du würdest es versuchen? Ach, lieber nicht, Karl. Das sollen solche eigenen Geheimnisse sein, die bei diesem Unternehmen gewußt werden müssen. Und wenn man sie ignoriert, dann antwortet der Kuchen mit Klitsch oder sonst irgendwelchen Niederträchtigkeiten . . . Aber wie wäre es, wenn du die Antje bitten würdest, uns einen Christstollen zu backen?"

Karl sagte nicht ja und nicht nein. Er sah Treutlin eine Weile bestürzt an und griff sich lockernd nach der Halsbinde, als würde ihm dort plötzlich etwas zu eng. Dann floß eine leise Röte in sein Gesicht.

„Ich weiß nicht, Herr Major." Und nach einem kurzen, verlegenen Schweigen: „Lieber möchte ich es nicht."

Treutlin drückte den Tabaksrest im ausgemergelten Pfeifenkopf fest und zündete ihn neu an. Er verfuhr bei allen Bewegungen merkwürdig langsam. Es sah aus, als wolle er Zeit gewinnen oder als sei er nicht recht bei der Sache, sondern denke an etwas ganz anderes.

„Hm!" sagte er dann, kleine Rauchwölkchen durch die Nase stoßend, „lieber möchtest du es nicht. So, ja . . . und hast du Gründe für dein Lieber-nicht-mögen? Denn eigentlich ist es doch komisch, daß du solcher einfachen Frage wegen über irgendwelche Bedenken zu stolpern scheinst. Ich wollte dich übrigens schon längst fragen, was da nicht stimmt. Irgend etwas ist es doch sicher. Mit der Milchgeschichte damals war es auch so merkwürdig. Nun rede doch mal ganz offen, Karl . . . Hat dich die Antje gekränkt: Kannst du sie nicht leiden? . . . Oder, alter Freund, bist du gar in sie verliebt?" Treutlin lächelte und drohte mit dem Finger.

Karl hatte sich kerzengrade in die Höhe gereckt und sah todernst aus. „Herr Major, das letzte kommt natürlich überhaupt nicht in Frage . . . Denn wir haben doch unsern Bund gemacht . . ."

„Na ja", unterbrach Treutlin mit einer beschwichtigenden Handbewegung. — „Also darum keine Feindschaft, Liebster."

„Gewiß nicht, Herr Major. Aber ich wollte doch wenigstens daran erinnern, daß ich weiß, was ich uns schuldig bin. Das Mädchen hat mich auch nicht gekränkt. Vielleicht stimmt noch am meisten, daß mich die Antje nicht mag und daß ich sie darum auch nicht leiden kann. Sie sieht immer so stolz aus. Und es kommt mir stets so vor, als wenn sie so etwas wie einen dicken Strich zwischen sich und mir zieht. Du jenseits und ich diesseits! Aber darüber raus keinen Schritt. Und deswegen möchte ich nicht mit einem neuen Anliegen kommen und um den Christstollen fragen. Schließlich . . . ja, ich weiß selbst nicht, Herr Major."

Karl wunderte sich über sein eigenes vieles Gerede. Er empfand: ich rede immerzu um etwas herum, weil es nicht greifbar, nicht sichtbar ist.

Treutlin wunderte sich auch. Karl sprach zu viel, um glaubhaft zu wirken. Und er versuchte, offenbar nicht sehr geschickt, alle Schuld für eine zwischen ihm und Antje bestehende Mißstimmung auf das Mädchen abzuschieben. Vielleicht — Treutlin fühlte sich zu einem bissigen Lächeln gereizt — tat er dies angesichts seiner Erfahrung mit bräutlicher Untreue grundsätzlich, sah in jedem Weibe ein Wesen von Minderwertigkeit, mit dem man nichts im Sinne hatte und das man skrupellos mit aller und jeder Verantwortung für Widerwärtigkeit belasten durfte.

Er brachte seine Erwägungen nicht zur Kenntnis des Beteiligten, zuckte ein paarmal mit den Schultern und sagte dann: „Vielleicht bist du ein bißchen überempfindsam, Karl. Menschen in unserer Lage, nichts zu brechen und zu beißen, aber zum Betteln zu stolz, ist dieser Gefühlszustand eigen. Und Bauernmädchen, ich kenne das von Groß-Schmolsin her, haben nun einmal so etwas wie eine kleine Überhobenheit an sich. Das liegt ihnen im Blut, gehört mit zu ihrer Art. Sie meinen es aber meistens nicht so, wissen es mitunter gar nicht, daß sie so sind. Aber zur Sache: auf den Christstollen brenne ich nun einmal. Ich habe mich daran festgebissen, noch ehe ich ihn sehe, spüre seinen feinen Duft gewissermaßen schon."

„Dann werde ich natürlich trotz . . ."

„Ne, Karl, schiebe deine Gefühle nicht dreieckig, sondern laß sie geradeaus laufen. Ich werde selbst mit der Antje reden."

„Nein, Herr Major, das dulde ich nicht. Das wäre ja . . ."

„Das wäre nicht, das ist Insubordination. Was darauf steht, wissen wir doch noch? Also ich werde selbst mit der Antje reden und bei Gelegenheit dieser Christstollenerörterung ihren angeblichen Stolz und ihre Gefühle für dich festzustellen suchen. Nebenher kann ich dann gleich mit Düllingsen verhandeln, was ich sowieso zu tun beabsichtige. Wir müssen unsere Verpflichtungen regeln, die Schulden bezahlen, für neue Lieferungen, möglichst gleich waggonweise, damit du nicht so oft zu der Antje zu gehen brauchst, einen ordnungsmäßigen Vertrag schließen und zusehen, ob wir ein paar Morgen Heide- oder Moorland in der Nähe unseres Verwahrungshauses pachten oder kaufen können. Denn wir wollen doch arbeiten, Urland zu Fruchtland machen, säen, pflanzen und vielleicht auch ernten . . . Ja, Karl, und warum

blickst du nun so trübe? Hat dich mein langes Palaver so mies gestimmt?"

Karl schwieg in einer ihm sonst nicht anhaftenden Verlegenheit. Was Treutlin im neckenden Ton über ihn und Antje während seines Sprechens eingestreut hatte, vertiefte den Zwiespalt in seinem Innern, machte sein Empfinden noch verworrener. Daß Antje einen Weihnachtsstollen auf keinen Fall backen dürfte, bohrte sich wie eine fixe Idee in seinem Hirn fest. Und daß er deshalb versuchen müsse, einen Ausweg zu finden, ließ ihn grübelnd nachdenken. Uelzen fiel ihm ein, wo es Strohsäcke und Geschirr und vieles andere zu kaufen gab, würde man doch wohl auch einen Christstollen kaufen können.

„Nun, Karl? Rede, Herr, dein Knecht höret!" drängte Treutlin zum Sprechen.

„Ich meine, wir könnten doch den Christstollen in Uelzen kaufen, Herr Major? Dann hätten wir keinerlei Scherereien und brauchten niemandes Gefälligkeit."

„Ach so, du wühlst noch in dieser Kuchengeschichte herum?" Treutlin schüttelte den Kopf: „Nun höre mal zu, mein Konsequenter: Die Stollen, die ein Bäcker als Dutzendware backt, sind keine richtigen Stollen. Da muß so ein Schuß hausfraulicher Liebe und weihnachtliche Vorfreude mit hinein. Und beides läßt der Bäcker als Gewürz draußen. Folglich muß — und nun kein Mißverständnis: unser Bund bleibt dabei völlig außerhalb jeder Erwägung, Beachtung und Berührung — eine Frau, eine Hausfrau den Christstollen backen. Ich denke jetzt an meine Mutter und du kannst an deine denken. Alles, was sonst noch zum weiblichen Geschlecht gehört, geht uns nichts an. Höchstens Antje käme als Ausnahme in Frage. Also: Antje Düllingsen bäckt unseren Christstollen. Schluß!"

„Jawohl, Herr Major!" sagte Karl militärisch kurz. Aber seine Gedanken rebellierten weiter und verkündeten geheim: „Ich werde keinen Krümel von diesem Christstollen essen."

Nachher, als er lange wach lag und auf Treutlins ruhige Atemzüge lauschte, wälzte er einen Gedanken immer von neuem, betrachtete ihn von allen Seiten wie ein wunderliches Geheimnis, wie ein unlösbares Rätsel: „Wie kommt es, daß ich von Antje nichts wissen will?" Und er sah Antje Düllingsen dabei fortwährend in all ihrer herben, reifen Schönheit, sah ihr blondes Geflecht und sah das veilchenfarbene Blau ihrer reinen Augen . . . Es war . . . Ja, wie war das eigentlich? Das Herz tat ihm förmlich weh und in den Schläfen stach es brennend. Es war Wahnsinn!

— Daß es diese Antje auf der Welt gab! Daß es überhaupt Frauen auf der Welt gab! —

*

Antje Düllingsen traf die letzten Vorbereitungen für die Christbescherung und war bei allem, was sie tat, voll Hast und wußte sich von einer sie peinigenden Unruhe erfüllt. Denn man würde nicht, wie sonst immer, mit dem Gesinde allein sein, sondern Gäste bei sich haben. Die beiden Fremden aus dem „Spökhus".

Antje hatte sich anfänglich dem Wunsche ihres Vaters, Treutlin und Karl am Heiligabend in das Schulzenhaus zu bitten, zu widersetzen versucht. Zuerst in der Art, daß sie Gründe, die Jasper Düllingsen als Gründe nicht anerkannte, vorbrachte. Später mit offener Auflehnung, die ihr sonst fremd war und zu ihrem Wesen nicht paßte.

Jasper Düllingsen hatte seine Not gehabt und schließlich ein kurzes, bündiges Machtwort sprechen müssen: „Ich will's! Und nun kein Wort mehr!"

Antje war davon überzeugt gewesen, daß ein neuer Anlauf zwecklos sein würde, höchstens hätte sie Sturm und Unwetter heraufbeschworen, und so hatte sie sich gefügt. Sie wußte, daß ihr Widerstand nur einem galt. Dieser Herr von Treutlin, der gestern schon in aller Herrgottsfrühe während der Abwesenheit ihres Vaters mit seinem Anliegen wegen des Christstollens bei ihr gewesen war, hatte mit seinem spaßigen und schalkhaften Erzählen und Gefrage mehr Lustigkeit ins Haus gebracht, als sonst während eines langen Jahres kaum hineinkam. Ihn hätte der Vater bitten können, ohne ihre gegenteilige Ansicht herauszufordern.

Aber daß nun mit ihm ein anderer kommen würde, den sie — nun, den sie freilich nicht haßte — beileibe nicht — aber dessen Nähe ihrem Wesen eine eigentümliche Unsicherheit anhauchte, das hatte ihren Widerstand entfacht.

Im Pesel wurde es schon leise dämmerig. Noch früher, als es sich für die Zeit des Jahres schickte. Denn der Himmel hing voll Schnee, und die Luft war dick, bewegungslos, feucht und schwer.

Zwischen den beiden Fenstern, etwas zu dicht an die Wand geschoben, stand die sparrig gewachsene steife Tanne. Sie war überreich mit Flittergold geputzt, das das blasse, stumpfe Grün fast verdrängte, und trug als lieblichsten Schmuck blutrote Äpfel, die man Christäpfel hieß und von dem Baume im Grasgarten waren, den Antje am liebsten hatte, weil sie unter ihm im März immer die ersten Veilchen fand. Gesine, die junge Magd, nannte diese Sorte Äpfel Liebesäpfel. Sie sagte, daß sie in Votorp, ihrem Heimatdorf auf Lüneburg zu, nur diesen Namen hätten und daß sie die Burschen der Deern zum Geschenk machen, die ihre Liebste sei. Sie brächten sie am Christabend und stellten sie in einem Korb heimlich in die Diele.

Vor der Tanne mit dem Flittergolde, den blutroten Äpfeln und ein paar Sternen aus Silberpapier stand ein mäßig großer Tisch. Ein paar schlichte Gaben lagen auf ihm. Für Jasper Düllingsen ein gestickter Tabaksbeutel und ein seidenes Knüpftuch. Gesine bekam die übliche bunte Schürze und eine blumengesegnete Kopfhülle. Hinrich würde die wollene Strickweste und eine Primschachtel aus Buchsbaumholz finden. Und dann war noch ein riesiger, rosinengespickter Christstollen da. Für den Herrn von Treutlin und . . . nun ja, wenn er wollte, mochte er sich als Mitbeschenkter betrachten.

Für Antje würde Jasper gestern in Uelzen eine Halskette aus Wachsperlen gekauft haben. Vielleicht auch einen Armreif oder ein Paar Ohrgehänge. Jasper wählte meistens etwas Unpraktisches oder etwas, das Antje nicht gefiel und das sie dann, ohne es je zu benutzen, in die Truhe legte.

Der riesige schwarze Kachelofen strömte behagliche Wärme in den niedrigen Raum.

Es war nun fast dunkel geworden. Antje setzte sich in den alten Ohrenstuhl mit der Lederpolsterung, der neben der riesigen Kastenuhr stand, und wartete, daß der Vater mit den Gästen, denen er ein Stück entgegengegangen war, kommen möchte. Hinrich und Gesine würden auch wartend, daß man sie hereinnötige, in der Küche sitzen, wo das gepökelte Hammelfleisch im letzten Garwerden schmorte und der Hirsebrei quakerte. Und es mochte sein, daß sie sich wunderten, weil man sie noch immer nicht rief. Gesine riet wohl, ob die Schürze rote oder blaue Streifen haben würde, und dachte nach, wie die Blumenkante im Kopftuch zu ihren Augen und zu ihrem Haar passen möchte. Und Hinrich würde das frische Stück Primrolle für seine neue Schachtel parat halten.

Stille und Erwartung waren im Hause und machten es weihnachtlich.

Antjes Gedanken wanderten den Stunden des Abends entgegen. Sie hatten viel von Unklarheit an sich. Mitunter glaubte sie zu empfinden, daß sie einem leisen Freuen zuliefen, sich aber wandten, ehe sie es sicher erfaßt hatten. Manchmal waren sie hart und bitter, weil es gegen ihren Plan ging, was sein würde . . .

Antje war ohne Zufriedenheit mit sich selbst und den Verhältnissen. Und einmal, als sie das Warten als etwas Quälendes empfand preßte sie den Kopf in einem Anfluge von Trotz und Eigenwilligkeit gegen die Polsterung der Rückenlehne des Ohrenstuhls und dachte: „Es wäre am besten, wenn niemand käme. Und wenn sie schon kämen, dann möchten sie nur bald wieder gehen. Es wird jedenfalls ein Christabend werden, an dem ich keine Freude habe."

Aber da schlüpfte ja dann eine kleine Weile später doch ein Stück Freude zu ihr ins Haus . . . Denn der Vater brachte nur den Herrn von Treutlin. Und von Karl hieß es, der Major berichtete so, daß er sich nicht wohl fühle und leicht fiebere. Darum sei er lieber zu Hause geblieben. Den Rest habe er sich wahrscheinlich heute nachmittag geholt, als er in Geschäften in Uelzen gewesen. Infolge zu kurzer Zeit für die Wegstrecke warmgelaufen und kalt geworden . . .

„Hm!" sagte Jasper, der das nun zum zweiten Male hörte. „Es tut mir leid, daß er nicht hier sein kann. Jedenfalls wollen wir nun anfangen, Antje, du kannst die Weihnachtslichte anstecken."

Antje fühlte sich durch die unerwartete Verminderung der Besuchsziffer in eine merkwürdige Stimmung versetzt. Sie wußte nur, daß es nicht Freude war, die sie bewegte.

Was es in Wirklichkeit sei, kam ihr nicht zum Bewußtsein. Befangen, unschlüssig stand sie im Halbdunkel, bis Jasper selbst ein Licht anzündete — damit man überhaupt erst einmal sehen könne — und Treutlin den Sitz im Ohrenstuhl aufnötigte.

Nun fiel auch das Steife, fast hilflos Erscheinende von Antje ab. Eine scheue Hast kam über sie. Und Treutlin beobachtete, daß ihre Hände beim Anzünden der Kerzen zitterten. Diese feingliedrigen, schlanken Hände, gar nicht wie die Hände einer Bauerndeern, die grober Arbeit nicht aus dem Wege gehen kann, sondern wie Prinzessinnenhände. Und ihre ganze Erscheinung so voll feiner, zart abgetönter Anmut.

Ein gut Stück Bitterkeit, das letzte Jahr in ihm aufgespeichert, löste sich beim Anblick Antje Düllingsens in seiner Seele und schmolz wie warmes, reines Vorfrühlingslicht dem Schnee den Weg zum Bache zeigt. Und es kam in leisen, zarten Schwingungen etwas wieder, was eine einzige Stunde vernichtet hatte: Verehrung des Weibes, Achtung vor einer Frauenseele. Und das, was schwand und das was kam, empfand Heinrich von Treutlin in dieser Stunde kaum bewußt. Und es war gut so. Denn er vermochte den feinen Regungen keinen Widerstand entgegenzusetzen, und sie gewannen Zeit zum Wurzeln und Verankern.

Hinrich und Gesine waren schon von Jasper hereingeholt. Die Flachsblonde musterte den fremden Mann mit heimlicher Neugierde, und Hinrich blickte träumerisch in das Lichtgeflimmer. „Kommt!" störte der Herr des Hauses beide auf. „Der heilige Christ hat etwas für euch abgegeben."

Während Gesine zu ihrer Befriedigung rote Streifen in der Schürze feststellte und Hinrich seine Primrolle in die wirklich akkurate und wunderhübsch gemaserte Schachtel verstaute, mußte dann auch Treutlin zu seiner Riesenstolle treten, und Antje bekam nebenher ein Schächtelchen in die Hand gesteckt, das ausnahmsweise keine Halskette aus Wachsperlen und keine Ohrgehänge enthielt, sondern, wie sie im flüchtigen Zusehen feststellte, eine Korallenbrosche barg und damit die Erfüllung eines Wunsches brachte.

Treutlin hatte inzwischen seinem Christstollen fröhliche Aufmerksamkeit zugewandt. Nun sah er die freundliche Erzeugerin lächelnd an. „Sie haben es zu gut gemeint, Fräulein Antje. Das ist ja Gardemaß. Und wir sind doch nur Linie. „Wir", sage ich. Denn ich nehme natürlich an, daß mein Kamerad Mitbeschenkter ist und die große Sache in zwei Teile gehen darf."

Wenn sie es auch nicht gewollt hätte; sie konnte unmöglich gegenteilig antworten. Aber sie wollte es auch gar nicht. Der Gedanke an einen, der den Weihnachtsabend in der Einsamkeit eines geheimnisumwobenen Hauses verleben mußte, ohne recht gesund zu sein, machte ihr das „Ja" zu einer selbstverständlichen Pflicht. Und als sie es gesagt hatte, fühlte sie eine stille Befriedigung.

(Fortsetzung folgt.)

Küsse, von denen die Welt sprach.

Von Ferdinand Erken.

Nicht immer hatte der Kuß die Bedeutung, die er heute besitzt. Verhältnismäßig selten sind in Überlieferungen des Altertums Küsse erwähnt, und diejenigen, die historisch verbürgt sind, wurden meist nicht unter Liebenden ausgetauscht. Die Menschen vergangener Zeiten küßten sich zur Begrüßung, um einen Vertrag zu besiegeln oder zum Symbol einer Versöhnung. Der Kuß im religiösen Ritus hat sich Jahrhunderte hindurch bis heute in der griechischen Kirche erhalten, der Kuß der Verehrung gegenüber dem Papst und den Bischöfen spielt noch heute in der katholischen Kirche eine wesentliche Rolle. Dem Papst küßt der Gläubige den Schuh (der sogenannte „Pantoffelkuß", dem Bischof den Fingerring. Der Osterkuß der griechischen Kirche ist noch ein Überbleibsel des altchristlichen Friedenskusses. Dieser heilige Kuß war in der altchristlichen Kirche das Symbol der gänzlichen Aussöhnung beim Abendmahl, bei der Taufe, Absolution usw. Heute tritt in der griechischen Kirche am Ostermorgen der höchste Geistliche an die Galerie vor der Ikonostasis, umarmt sämtliche Priester und gibt jedem Mitglied der Gemeinde, das sich ihm nähert, seinen Kuß und seinen Segen. Darauf küssen sich alle Anwesenden, jedoch nach Geschlechtern gesondert, untereinander.

Es gab Küsse, die in Geschichte und Sage Berühmtheit erlangten. Hektors berühmter Abschiedskuß, der seinem Sohn, nicht seiner Gattin galt, ist einer der wenigen Küsse, von denen die „Ilias" zu berichten weiß. Der Kuß des Judas Ischariot, der „Judaskuß", ist heute sprichwörtlich zum Zeichen der Falschheit und des Verrats geworden.

Ganz besonders kußfreudige Völker sind Franzosen und Italiener. Dennoch wäre es falsch anzunehmen, daß hier die Sitte des Küssens zuerst aufgekommen wäre. Wenn auch heute das Küssen insbesondere in den romanischen Ländern gepflegt wird — hier küssen sich insbesondere die Frauen bei jeder Begrüßung und jedem Abschied — so kann England für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, die Kußfreudigkeit geweckt zu haben. Daß sich hier schon frühzeitig die Sitte des Küssens einbürgerte, beweist ein Brief des Erasmus von Rotterdam, der an einen Freund aus England folgendes schrieb: „Wenn Du die Vorteile Englands kenntest, würdest Du beschwingten Fußes hierher eilen ... Denn hier gibt es Mädchen von göttlicher Schönheit, sanft und höflich ... Und überdies herrscht hier eine Sitte, die nicht genug gelobt werden kann. Wenn Du irgendwo einen Besuch abstattest, wirst Du mit Küssen entlassen ... wohin immer Du gehst, empfängst Du reichlich Küsse ..." Die Kußfreudigkeit des alten England spiegelt sich daneben lebhaft in der gesamten englischen Literatur. Alle bedeutenden englischen Dichter haben den Kuß in seinen verschiedenen Varianten, den Kuß der Liebe und Leidenschaft, der Freundschaft und der Verzweiflung, den Kuß der Begrüßung und des Abschieds besungen.

Berühmt geworden ist die Herzogin von Gordon, die „küssende Rekrutenwerberin". Im Jahre 1794, als England stark gegen eine etwaige französische Invasion rüstete, wurde der schottische Lord Hantly, der Sohn des Herzogs von Gordon, mit der Aushebung eines Regiments beauftragt, das sich aus seinen Pächtern zusammensetzen sollte. Die Begeisterung der schottischen Pächter war jedoch nicht übermäßig groß, und nur wenige meldeten sich zum Eintritt in das Regiment. Die Mutter des jungen Lords, die noch immer schöne Herzogin von Gordon, konnte den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, dennoch das Regiment zustande zu bringen. Sie trat nämlich vor die versammelten Pächter ihres Sohnes und verkündete, daß sie jedem Freiwilligen einen Kuß geben würde. Im Handumdrehen war die notwendige Zahl der Rekruten vorhanden ... Aus den mit Küssen Angeworbenen wurde ein noch heute bestehendes schottisches Regiment, die „Gordon Highlander".

Im Weltkrieg gewann ein Kuß Berühmtheit, den der Prinz von Wales verschenkte, die Engländer betrachten ihn als den berühmtesten Kuß des Weltkrieges. Der Prinz von Wales, der im Kriege Offizier eines Leibgarderegiments war, besuchte eines Tages ein Lazarett, in dem zum Teil entsetzlich verstümmelte Soldaten lagen. So stand er auch am Bett eines Soldaten, der beide Arme verloren hatte. In stummer Achtung stand der Prinz vor dem Lager des Schwerverwundeten. Er wußte nicht, was er zu ihm sagen sollte, er konnte ihm auch nicht die Hand schütteln — so bog er sich plötzlich nieder und küßte den verstümmelten Helden auf beide Wangen.

Das Land, in dem am wenigsten geküßt wird, ist Japan. Hier spielt der Kuß lediglich eine erotische Rolle, man kennt ihn nicht als Ausdruck der Freundschaft, als Zeichen der Begrüßung. Vor Jahren kam einmal die englische Fliegerin Amy Johnson — heute Frau Mollison — nach Tokio. Zu ihrer Begrüßung war an der Spitze eines Empfangskomitees ein japanischer General erschienen, der vor Begeisterung die mutige junge Sportlerin zum Empfang mit einem Kuß begrüßte. Dieser Kuß hat in Japan viel Anstoß erregt, weil er in keiner Weise mit der Sitte des Landes in Einklang stand.

Es gibt sogar einen Markt für Küsse. Alljährlich findet in dem Städtchen Halmagy in Ungarn am Tage des Heiligen Theodor ein Kußmarkt statt. Es ist ein großer Jahrmarkt, bei dem die jungen Frauen den Jahrmarktbesuchern blumengeschmückte Weinkrüge und zu jedem Trunk einen Kuß reichen. Man sagt, daß die Zahl ganz besonders der männlichen Jahrmarktbesucher stets außerordentlich groß ist ...

Hjördis.

Erzählung aus Island von D. Schumacher.

Etwas Seltsames ist es um isländische Frauen. Die schönsten unter ihnen gelten als trotzig, stolz und eigensinnig, und Liebe bedeutet alles für sie . . .

Edgar Thomsen und Hans Brenner malten vorigen Sommer auf der nordischen Insel. Eines Morgens fiel Hans ein Mädchen auf, das, am Strand stehend, die hereinkommenden Fischerboote beobachtete.

„Eine stolzere Erscheinung habe ich noch nicht gesehen. Diese Haltung! Dieser Blick . . . wie eine Wikingerfürstin! Die muß ich malen, Edgar!"

„Da warne ich dich. Es ist Hjördis Thorleifsson; sie weist jeden Fremden ab! Was — du willst sie hier schon skizzieren? Da verschwinde ich lieber, mein Freund!" — —

Hjördis fühlte wohl, daß sie skizziert wurde, denn sie wandte sich jäh herum. „Was unterstehst du dich?"

„Du bist so schön!"

„Was macht es dir? Meine Schönheit gehört mir allein!"

„Schade, schade! — Vielleicht ein ander Mal?" — —

Einmal saß Hans vor seiner Staffelei; das Landschaftsbild war fast fertig, als Hjördis, ein Pony an der Leine führend, vorbeikam und stehen blieb. „Was malst du da schon wieder? Das Haus meines Bruders? Dazu hast du kein Recht!" Und schon hatte sie das Bild zerrissen.

„Du Teufelin", schrie Hans wütend, „jetzt hast du mir tausend Schilling vernichtet!"

Sie schlug ihm ins Gesicht. Da packte er, bitterernst geworden, ihre Handgelenke, daß sie sich wand, und sah sie durchdringend an, bis sie plötzlich zitternd und blutrot vor Scham, vor ihm stand: „Ich bin eine Närrin, sei nicht böse!"

Hans konnte Frauen nicht weinen sehen, am wenigsten diese Göttin hier. „Du kannst es mir ersetzen, Hjördis, wenn du dich von mir malen läßt . . . dort am Felsen."

„Gut, ich werde kommen!"

Er hätte Hjördis gern geküßt. Wie entzückend war ihre Sanftmut und rassige Schönheit, — nach ihrem Zorn!

„Komm' pünktlich, Mädchen! Ich schenke dir auch ein Kleid."

„Ich will nichts geschenkt; ich komme aber pünktlich, du." — —

Hjördis kam gleich nach zehn, mit verweinten Augen. Aber es gelang Hans nicht, ihren Kopf in die gewünschte Haltung zu bringen. Wenn er ihre Wangen berührte, standen ihre Augen voll Zorn und Leid. Was war das nur?

„Ich kann dich heute nicht malen. Wir versuchen es ein anderes Mal!"

„Ich will ja jetzt still halten — Hans, aber fasse mein Gesicht nicht mehr an! Hörst du?"

„Schön, ich bringe aber ein gutes Bild nur dann zustande, wenn du etwas williger dazu bist. So, so — gut. Sieh nur immer nach den Booten draußen."

Er malte eine Weile, und Hjördis blieb geduldig. Mit der Zeit wurden sie wie Freunde, und sie erzählte ihm allerlei. Sie sah ihm auch gern beim Malen zu.

„Gefällt dir dein Abbild, Mädchen?"

„Wunderbar! Und die durchsichtige Farbe des Meeres dahinter, das kann niemand so wie du! Mich hat noch keiner gemalt. Thora, meine Freundin, warnte mich sehr. Nachher hat sie sich dort von jenem Felsen gestürzt; denn sie liebte so einen Maler, rasend, weißt du! Und er? Er ging davon!"

„Sind wir Künstler schlimmer als andere Männer, Hjördis?"

„Nein, nur leichtsinniger. Ihr küßt — und vergeßt uns. Aber ich, ich vergesse nicht, du! Wir Frauen sind stets die Leidtragenden, und das ist ungerecht."

„Niemand darf dich verletzen, Mädchen. Du solltest aber heiraten, denn ein schönes Mädchen muß nicht allein gehen."

„Das sagt Arnar, mein Bruder, auch. Jetzt muß ich aber heim, ihm das Abendbrot zu richten." — —

Eine Woche darauf, gegen Abend, traf Hans das Mädchen mit einem bieder aussehenden jungen Fischer; freimütig blieben sie stehen und gaben ihm die Hände. „Ich bin Grimur und heirate Fräulein Hjördis bald, da ich nun genug Geld verdient habe . . ."

„Aber Grimur, das interessiert den Herrn wohl wenig?"

„Natürlich interessiert es mich, Hjördis. Ich wünsche Euch von Herzen Glück!" Ihre Hand zitterte in der seinen. „Sie sind ein glücklicher Mann, Grimur; denn Ihre Braut ist schöner und klüger als irgend ein anderes Mädchen hier."

„Ich weiß, Herr. Keine gleicht ihr, doch nun Gute Nacht. Sie werden zum letzten Mal Hjördis malen." Die beiden verschwanden hinter den Felsen. — —

Der letzte Morgen mit Hjördis kam; heute mußte ihr Bild fertig werden. Er fühlte sich von ihr beobachtet. Sie liebte ihn, — fand ihn schön — sein dunkles, welliges Haar, der lebendige, idealistische Blick, die Künstlerhände. Er schien betrübt, als er sagte: „Nun heiratet Ihr?"

„Ja, und ich arbeite für Grimur mit beim Fischetrocknen und Ponyzüchten. Und will Kinder haben."

„Ach — ach, Hjördis. Du, du, die du zur Liebe geschaffen bist, und so schwer arbeiten?"

Er legte ganz sanft den Arm um sie und küßte die herrlichen, feurig blauen, traurigen Augen. Sie aber schob ihn stöhnend fort: „Barmherziger Himmel! Jetzt fühle ich, wovor Thora mich gewarnt hat und weswegen sie starb! Du hast gebetet, daß niemand mich verletze, und du tust es als erster, Hans! Wenn das Liebe ist, dann ist Liebe grausam, denn ohne dich mag ich nicht bleiben, Hans!"

Er zwang sich mühsam zur Ruhe: „Habe ich dich verletzt, Einzige, so bin ich ein schlechter Kerl. Aber du tust mir so leid, daß du — —"

„Still!! du brichst mein Herz und sprichst von Mitleid — und von meiner Schönheit — —" Ihre Stimme erstickte in Zorn und Leid. „Ich hasse dich; dir ist ein Kuß nichts. Ich aber bin nicht wie andere Mädchen, und es soll mich nach dir kein anderer mehr küssen!"

Hjördis sprang auf ihn zu und schob ihn vor sich her, ihn mit Mund und Armen fesselnd . . .

„Hjördis! Hjördis!" schrie er in Todesangst. „Was tust du?!"

Taumelnd, umschlungen standen sie einen Augenblick auf dem Felsen über der rasenden See. Dann stürzten sie hinab.



Lustige Ecke



Schlagfertig.

Als Napoleon die spanische Stadt Sevilla belagerte, ließ er dem Gouverneur erklären: „Wenn sich die Stadt nicht innerhalb dreier Tage ergibt, so lasse ich alles rasieren!"

„Das werden Sie nicht wagen", erwiderte der mutige Gegner.

„Warum denn nicht", fragte der sieggewohnte Korse.

„Weil Sie davor zurückschrecken werden, Majestät, zu den Titeln Kaiser der Franzosen, König von Italien, Protektor des Rheinbundes und Vermittler der Schweiz noch den Titel „Barbier von Sevilla" hinzuzufügen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.